

Walter Dirks

Erziehung zum Frieden¹

Erziehung zum Nichtkrieg

Wer vom Frieden sprechen will, muß sich von der Erfahrung darüber belehren lassen – er kann es aber auch in der Pastorkonstitution über die Kirche in der Welt von heute nachlesen: Die Welt lebt nicht im Frieden, sondern im Nichtkrieg. »Der Friede aber«, so steht es da im 5. Kapitel des II. Teils unter Nummer 78 zu lesen, »ist weder einfach Nichtkrieg, noch läßt er sich auf das Gleichgewicht entgegengesetzter Kräfte zurückführen.« Nun gibt es allerdings zweifellos auch eine Erziehung zum Nichtkrieg, nämlich zu seiner angemessenen Bewältigung, und solche Erziehung ist um so notwendiger, als der Nichtkrieg auch im Privat- und Geschäftsleben vielfach fast der normale Zustand ist. Da niemand im Frieden leben kann, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt, müssen wir in der Tat unsere Kinder auch dazu erziehen, mit diesem bösen Nachbarn ohne Mord und Totschlag auszukommen, also sozusagen im Nichtkrieg fertigzuwerden. Vor allem aber dazu, nicht selbst ein solcher Nachbar zu sein, und ebenso dringlich dazu, solchen Nichtkriegszustand der Leute, die einander eben noch grüßen, nicht für natürlich oder menschlich zu halten und sich selber am Ende gar für einen Christen, wenn man sich mit ihm zufrieden gibt. Auch zum Leben im Nichtkrieg also muß erzogen werden. Aber das wird kaum gelingen, wenn diese Erziehung nicht mehr ist als ein Nebenprodukt der Erziehung zum wirklichen Frieden.

Aber habe ich mit diesem Hinweis auf den Nichtkrieg nicht zu unfreundlich angefangen? Was soll hier in Breisach die Erinnerung an böse Russen oder Chinesen oder an böse Nachbarn? Wir jedenfalls hier im Saal sind gute Nachbarn, Schweizer, Franzosen und Deutsche vom Ober- und Hochrhein, und trotz der Giftschwaden von Badisch-Rheinfeldern, die Schweizer Bauern schädigen und trotz manchem Ärger mit dem Rheinseitenkanal, leben wir ganz gewiß nicht bloß im Nichtkrieg. Unsere Vaterländer sind nicht durch einen Pakt verbunden, aber sie leben doch wirklich miteinander im Frieden. Die Schweiz, deren bewaffnete Neutralität unbestreitbar auch eine politische Distanz ausdrückt, hat doch anderthalb Jahrhunderte lang bewiesen, daß der Sinn solcher Bündnisfreiheit der Friede war und ist. Und wenn es bei uns in Deutschland zwar Leute gibt, die am liebsten durch den Erwerb des Sudetenlandes Hitlers Weltkrieg doch noch gewinnen möchten, aber nicht ein

¹ Vortrag, gehalten auf einem Dreiländertreffen katholischer Lehrer und Lehrerinnen in Breisach am 23. 10. 1966. – Obwohl wir bereits im ersten Heft dieses Jahrgangs einen Artikel zum gleichen Thema von Prof. W. Rest brachten, haben wir doch Herrn Dr. theol. h. c. W. Dirks um dieses Referat gebeten, weil es unseres Erachtens eine hilfreiche und nützliche Ergänzung zu jener Abhandlung darstellt. Überdies gehört das Problem der zeitgemäßen Friedenserziehung noch nicht zu jenen religionspädagogischen Themen, die schon »erschöpfend« behandelt worden sind. Ganz im Gegenteil. – Die Redaktion.

einzigster Mensch begehrlche Blicke aufs Elsaß drüben hinterm Rhein wirft, dann ist das ein Zeichen, daß auch wir alten Erbfeinde miteinander im Frieden leben. Und nun sind wir obendrein nicht nur als Nachbarn beieinander, sondern als katholische Christen und als Erzieher. Wir dürfen uns in Freude unseres eigenen Friedens gewiß sein. Dennoch war jener unfreundliche Beginn gerechtfertigt. Wir würden den Auftrag verraten, der uns hier verbindet, wollten wir auch nur einen Augenblick vergessen, daß unsere bescheidene Dreiländerfreundschaft im herbstlichen Frieden unserer schönen Heimat zwischen Straßburg, Freiburg und Basel ganz und gar nicht typisch ist für die Welt, in der wir leben. Die Katastrophe ist zur Zeit nicht wahrscheinlich, sie ist es nicht *mehr*, und sie ist es *noch nicht*. Aber sie ist durchaus real möglich. »Die besondere Gefahr eines heutigen Krieges« – so die Pastoralkonstitution unter Punkt 80 – »besteht nun darin, daß er in einer Art unerbittlicher Kettenreaktion die Menschen zu den fürchterlichsten Entschlüssen treiben kann.« Auch die Eskalation des Vietnam-Krieges kann dahin führen. Es ist real möglich, daß im System von Druck und Gegenruck, von Aktion und Gegenaktion die Reaktionen nicht mehr beherrschbar bleiben, daß die nervösesten oder bedenkenlosesten unter den Mitspielern dieses fürchterlichen Spiels eines Tages die Mechanismen einer totalen Vernichtung auslösen. Sie werden sich weder am Oberrhein noch am Hochrhein, weder durch Grenzsteine und Verträge noch durch Sprenglöcher in den Straßen aufhalten lassen. Wir existieren zwischen Krieg und Nichtkrieg am Rande des Nichts. Die Deutschen unter uns dürfen im übrigen nicht vergessen, daß jede nur denkbare Friedenslösung in Vietnam ein Arrangement der Russen und der Amerikaner voraussetzt und daß also möglicherweise ihr Nicht-Arrangement über die deutsche Frage und die deutsche Ostgrenze mit dazu beiträgt, den Krieg zu verlängern. In einem allerdings schwer bestimmbareren, aber dennoch realen Maß tragen wir durch Taten und noch mehr durch Unterlassungen, durch Phantasielosigkeit, Gleichgültigkeit und Passivität einen Anteil an der Verantwortung für die Greuel des Vietnamkrieges. Das ist der düstere Hintergrund unseres Themas. Halten wir in unserem Kopf und in unserem Herzen dieses Bewußtsein der Nähe des gegenwärtigen, nur räumlich fernen, begrenzten Krieges und der nahen Möglichkeit des großen wach, wenn wir nun auf eine scheinbar davon weit entfernte Weise über den Frieden und über die Erziehung zu ihm nachzudenken beginnen.

»Pax Christi«

Wir verhandeln als Christen miteinander. Vom Frieden Christi lesen wir, daß er alle Begriffe übersteigt. Alle Begriffe übersteigt er und vieles mehr –, keineswegs aber spielt er sich irgendwo oberhalb unserer Existenz ab. Wenn wir zu Christus gehen, kommen wir weder von der

aktuellen Politik los noch von unserem konkreten Werktag; denken wir an das Leben in der Ehe, an den Nachbarn nebenan, den Verkehrskonkurrenten auf der Autobahn, an das Schulzimmer vor allem und auch an das Konferenzzimmer. Wie Gott in Christus Fleisch geworden ist, so ist auch sein Friede inkarniert in ihm und in allen, die sich von seinem Geist ergreifen und erfüllen lassen. Er ist nicht *von* dieser Welt, aber mitten *in* dieser Welt. Eigentlich müßten wir uns zunächst an das Geheimnis der Liebe und Einheit herantasten, von dem die Theologen und die Mystiker stammeln, wenn sie über den dreieinigen Gott meditieren. Der Friede des einen unteilbaren, aber dreieinigen Gottes ist gewiß die Wurzel jedes zwischenmenschlichen Friedens. Aber tasten wir die erschreckende Heiligkeit dieses Gottes nicht mit allzuleicht gesprochenen Worten an. Halten wir uns lieber an uns selber, an die Objekte des Liebeswillens Gottes, die wir auf geheimnisvolle Weise doch zugleich Subjekte sind, antwortende, gläubige Partner Gottes im Dialog des Heils. Dann ist der Friede der Einklang – ich wage zu sagen: der Einklang unserer Herzen mit dem Herzen Gottes. Das ist es im Grunde, was alle Begriffe und Worte übersteigt, aber genau das ist es auch, was unser zwischenmenschliches Verhältnis verwandeln soll: unser Verhältnis zum Nebenmenschen, zum Ehepartner, zum Kind, zum Schüler, zum Volksgenossen, zum Freund auf der anderen Seite des Rheins, aber auch zum Feind unserer westlichen Versuche, mit den Aufgaben des 20. Jahrhunderts fertig zu werden, nicht zuletzt schließlich auch zu uns selbst. Denn auch mit uns selbst sollen wir im Frieden leben, im Einklang, weder in der Zerrissenheit, die sich mit dem Krieg vergleichen ließe, noch in einer verdrießlichen oder gleichgültigen Hinnahme unserer selbst, die so etwas wie Nichtkrieg wäre. Das aber schaffen wir nicht aus eigener Kraft. Wenn nicht Christi Geist in uns einen Anfang des Einklangs setzt zwischen ihm und uns, dann mögen wir noch so radikale Pazifisten oder Friedenseiferer sein: Dann können wir nicht als christliche Erzieher unsere Kinder in der Familie und in der Klasse zum wahren Frieden erziehen. Ich gebrauche nicht gerne fromme Worte und theologische Begriffe und will mich nicht allzulange bei dieser Grundwahrheit aufhalten, aber ich darf sie nicht unterschlagen. Die Erziehung zum Frieden wird in dieser tiefsten Dimension Erziehung zum Christentum, Erziehung zum Glauben, zur Hoffnung und zur Liebe, Erziehung zum Leben im Frieden Gottes. Jeder von uns aber weiß, daß sich die Erziehung zum Christentum nicht vergleichen läßt mit der Erziehung zum Bürger und Menschen, zum gebildeten und angepaßten Kulturmenschen, und auch nicht mit der Erziehung zu den Kardinaltugenden oder gar zu den sogenannten sekundären Tugenden, die man systematisch anerziehen kann. Das Leben Gottes in uns ist

Erziehung zum Christentum

nicht verfügbar. Es kommt von Gott selbst, und Erziehung daraufhin kann nur indirekte Erziehung sein. Verkündigung, Unterweisung und gemeinsames Leben: etwas anderes kann unser Anteil an der Erziehung zum Bürger des Gottesreiches kaum sein. Es geschieht schon viel, wenn die Erzieher dieses geheimnisvolle Zusammenwirken Gottes und des Menschen nicht stören; es geschieht mehr, wenn sie anregen und helfen. Da ich kein Fachmann bin, verstehe ich nicht viel von den didaktischen und pädagogischen Methoden des Katecheten, aber es scheint mir wichtig zu sein, daß diese Methoden, wie elementar oder wie ausgeklügelt sie auch sein mögen, als indirekte Erziehung in jene dreifache Aufgabe eingefügt werden müßten: den Kindern den Glauben zu verkündigen, sie über das Leben aus dem Glauben zu unterweisen und mit ihnen christlich zu leben. Der Lehrer oder die Eltern dürfen kraft ausdrücklicher *missio* oder kraft ihrer im Konzil bekräftigten Sendung als Mit-Träger des apostolischen Amtes Christi Wort und so auch den Frieden Christi in einer von diesem selbst abgeleiteten Autorität weitergeben, in der wahren, wenn auch gebrochenen Glaubwürdigkeit des Zeugen, der ein Sünder und der zugleich geheiligt ist. Sie haben sodann dieses Wort in der Unterweisung zu entfalten, so wie es in der Gemeinschaft und Geschichte des Gottesvolkes entfaltet, ausgebreitet und differenziert worden ist und wie es in der gegenwärtigen Situation wirksam werden könnte und sollte. Vor allem aber, und das ist der schwierigste und zuweilen heikelste Punkt: Wie jede Familie und jede Freundschaft und jede andere, die Existenz anfordernde Gruppierung *ecclesiola* ist, Kirche im Kleinen, so auch die Schulklasse und die Schule, vor allem die Religionsstunde. Wo zwei oder drei in seinem Namen versammelt sind, da ist er mitten unter ihnen. Das gilt auch für die Klasse. Nun ist das Unterrichten zuweilen ein hartes Mühen; Kinder können begriffsstutzig, harthörig und widerspenstig sein, aber auch die Gutwilligen begegnen dem von der Routine geplagten Lehrer oft genug nicht als Dialogpartner, sondern als Objekte seiner Instruktion und Erziehung. Dann aber sind sie nicht wirklich beieinander, und dann ist auch nicht Christus mitten unter ihnen. Solche Entfremdung zwischen dem Subjekt Lehrer und dem Objekt Schüler ist oft nicht aufzuheben, weder mit Enthusiasmus, noch mit pädagogischem Eros, noch mit bester Methode und schon gar nicht mit Tricks und Kniffen, denn auch das Kind ist schon ein Subjekt, das sich darauf versteifen kann, Objekt oder gar »böser Nachbar« zu sein. Trotzdem bleibt es wahr, daß die wirkliche Erziehung zum Christentum einzig und allein in den Momenten geschieht, in denen Christus gemäß seiner Verheißung mitten in der Klasse ist – unter lehrenden und hörenden Menschen, aber eigentlich unter miteinander lebenden, miteinander in wichtiger Sache verbundenen

Menschen. Wenn auch der Augenschein noch so drastisch dagegenspricht: Jeder Schüler ist des Friedens Christi fähig und zu ihm gerufen. Ob der Lehrer, der in vielem so überlegen ist, der in vielem anderen so hilflos ist, durch irgendwelchen Eigenwillen ein Hindernis wird, oder ob er durch Liebe, durch Dienst und nicht zuletzt durch das Opfer jenes Eigentlichen möglich macht, daran entscheidet sich, ob der in der Taufe grundgelegte Friede Christi aktualisiert wird, ob er gefördert und genährt wird, ob er reifen darf. Es bedarf keines Wortes, daß das Zusammenleben in der Familie natürlichere, reichere, heiklere, schwierigere und produktivere Möglichkeiten bietet. Die Situationen, welche Eltern und Kinder gemeinsam im Geist Christi zu bewältigen haben, sind in der Familie ungleich vielfältiger und realer als in der verhältnismäßig abgegrenzteren und künstlicheren Klassen- und Schulgemeinde. Ein Abendgebet, das weder verrichtet wird, weil es üblich ist, noch erst recht nicht, um die Kinder zur Frömmigkeit zu erziehen, ein Abendgebet vielmehr, zu dem sich Eltern und Kinder vereinen, weil die Situation es für alle erfordert, weil es angemessen ist, daß sich die Zusammenlebenden abends vor Gottes Angesicht versammeln, ihn loben, ihm danken und ihn bitten – ein solches Abendgebet hat stärker prägende Kraft als eine Religionsstunde. Und wenn unter dem Kruzifix – wie im Arbeitszimmer Johannes XXIII. – ein Globus steht oder eine Weltkarte hängt, so kann der Hinweis des Vaters auf das Stückchen Erde, das Vietnam heißt, mehr christliche Friedensgesinnung ins kindliche Herz pflanzen als der staatsbürgerliche Unterricht. Aber wir wissen nur zu gut, wie selten wir die Familie als eine solche *ecclesiola* voraussetzen dürfen. Gewiß können wir die Schule nicht mit allen Aufgaben belasten, vor denen Vater und Mutter versagen, und ebendeshalb hat die Lehrerschaft allen Anlaß, sich für eine gründliche Erwachsenenbildung und vor allem Elternbildung einzusetzen und in ihr nach Kräften mitzuarbeiten; aber viel Ersatzarbeit bleibt auf jeden Fall übrig – als schwieriger aber nobler Ersatzdienst. Ist die Familie seelenlos, herzenschwach oder gar zerfallen und eine Stätte des Unfriedens oder etwa eine Stätte des Nichtkriegs, des Waffenstillstands, der streitlosen Gleichgültigkeit, dann sollte ein Kind die Chance haben, sich in der Klasse immer wieder im menschlichen und christlichen Frieden geborgen zu fühlen. Die Liturgiereform stärkt die Friedenskraft der sonntäglichen Verkündigung und der Eucharistie, die ständige Quellen des Friedens Christi sind, aber zwischen der oft versagenden Familie und einem Gottesdienst, der noch nicht in jenem Sinne gefeiert wird oder doch noch nicht so verstanden wird, fällt der Schule, und zwar keineswegs nur der konfessionellen, sondern jeder Schule und jeder Klasse diese Aufgabe der Einübung des Friedens als eine ihrer wichtigsten Funktionen

zu, in ihren eigenen, auf ihre Art sehr ernsthaften Lebenssituationen. War der junge Adolf Hitler in dieser Sache von der Mutter und vom Vater und vom Pfarrer und Kaplan verlassen, so hätte er vielleicht von einem guten christlichen Schulmeister gerettet werden können. (Ich weiß natürlich nichts von der Schule in Braunau, ich konstruiere nur ein hypothetisches Modell.) Die Lehrer haben die schwere Aufgabe, gegen die mächtigen Einflüsse einer verwahrlosten Gesellschaft und zerfallender oder pädagogisch inaktiver Familien anziehen zu sollen; aber wenn nach der Erziehung zum Frieden gefragt wird, kommt man nicht darum herum, ihnen diese große Leistung zuzumuten: in der *ecclesiola* des Klassenraumes den Frieden Christi dadurch einzuüben, daß sie ihn selber leben, im Dialog mit jedem einzelnen, auch dem Widerspenstigen, auch dem Feind – und schon ein zehnjähriger Junge vermag ein Feind zu sein – und im Zusammenwirken und Zusammenleben aller.

Das alles aber gilt auch im säkularisierten Milieu; der christliche Lehrer wird in ihm auch das Kind ungläubiger Eltern gelten lassen, weil er es als werdende Person ernst nimmt und weil er durch das Kind hindurch den erwachsenen Unglauben der Eltern ernst nimmt. Dann muß er sich inkarnatorisch verhalten: Das heißt, er muß den Frieden Christi ganz und gar als *humanen* Frieden bejahen und leben. Niemand kann menschlich sein außer im Heiligen Geiste. Darauf darf sich der Lehrer stützen und sich auf jede wahre Menschlichkeit einlassen, ohne sie sofort in den Augen der Ungläubigen dadurch zu entwerten, daß er ohne wichtigen Anlaß ständig auf den nur im Glauben erschließbaren inkarnatorischen Grund aller Menschlichkeit verweist. Denn diese Wahrheit von Gott, der Mensch wurde, nicht nur, uns zu heiligen, sondern auch um uns menschlich zu machen, ist nicht eine Waffe oder eine Mauer gegen den Ungläubigen, sondern eine Brücke zu dessen möglicher Menschlichkeit. Deshalb gibt es eine Erziehung zum Frieden auch in denjenigen Schulstunden, in denen es wegen der Zusammensetzung der Schülerschaft unfair oder wegen des Stoffes und Fachs unangebracht wäre, den Frieden Christi als solchen ausdrücklich ins Spiel zu bringen. Im Geheimnis der Inkarnation und des Geistes Christi, der weht wo er will, sind auch solche Klassen und Stunden verborgene *ecclesiolae*, wenn in ihnen der humane Friede herrscht und wirkt: menschliches Gespräch, friedliches Wort und friedliche Antwort, vernünftiges Zusammenwirken, wenn sie Einübungsstätten konkreten Friedens sind.

Aus den Einzelaufgaben, die sich hier ergeben, greife ich vier heraus. Es sind Aufgaben in der Schule und für die Schule, aber sie zielen zugleich auf den Frieden der Gesellschaft und der Staatenwelt ab. Der politische Friede wird wie jeder Friede durch vielerlei gefährdet: durch man-

gelnde Solidarität, durch illegitimen Machtwillen, durch Aggressivität und durch das Vorurteil. Alles das aber gibt es schon in der Schule, und wer dort dagegen anerzieht, erzieht auch für den Frieden der Welt.

Mangelnde Solidarität

Die sogenannte Schülermitverwaltung beispielsweise, die in manchen Schulen unseres Bereichs mehr oder weniger lebendig ist oder auch vegetiert, mag sehr lästig sein, wenn sie in Formalismus und Leerlauf versackt; aber ich meine doch, daß es sich lohnt, die von oben verfügte Ordnung überall da zurückzunehmen, wo an die Solidarität der Schüler appelliert werden kann. Das gilt in nichtorganisierter Form jeden Tag bei dieser und jener Gelegenheit, aber die Schüler können auch Ansätze geordneter Staatlichkeit, sozusagen Ansätze demokratischer Innenpolitik und friedlicher Außenpolitik einüben, wenn die Solidarität der Schule in einer geregelten Ordnung von Mitverantwortung organisiert ist.

Machtwille

Der ungezügelte und illegitime Machtwille kann in der Schule auf zweierlei Weise wirksam sein. Er lebt im Rang- und Kraftstreit der Schüler, in dem sich einer auf Zeit zum Tyrannen aufschwingt oder eine Minderheit die Mehrheit oder eine geführte Mehrheit eine Minderheit terrorisiert; er kann aber auch in der überspitzten Autorität des Lehrers wirksam sein. In jenen Kämpfen um die Macht, die zuweilen an die berühmte Hackordnung auf dem Hühnerhof erinnern kann, steckt allerdings nicht nur viel Natur, sondern auch viel gute Natur; die Kräfte regen sich, Wettstreit ist für Kinder ebenso natürlich wie es der Führungswille der Begabten und Starken ist. Der Lehrer kann nicht allzuviel tun und soll nicht allzuviel tun, um dergleichen anzuregen oder zu verhindern: Dieses ebenso notwendige wie gefährliche Einüben gesellschaftlicher und politischer Beziehungen und Strukturen geschieht ohne ihn, bald zum Guten, bald zum Bösen, aber er soll genau zuschauen, damit er – meist unmerklich, zuweilen aber auch entschieden – korrigierend eingreifen kann, um den Schwachen zu stützen, um den Starken verantwortlich zu machen, um den ganzen Prozeß zu humanisieren, zu demokratisieren, zu pazifizieren. Das ist um der Kinder willen hier und jetzt nötig, aber es zahlt sich später in der Politik aus. Es verbessert die Aussicht, daß die erwachsenen Staatsbürger ihre Beziehungen menschlich, demokratisch und friedlich regeln. Aber auch der Lehrer selbst hindert solche Humanisierung und Pazifizierung, wenn er seine Autorität anders auffaßt als funktional, d. h. als Dienstautorität. Der Lehrer ist allerdings ganz gewiß alles andere als nur der Erfüllungsgehilfe der Eltern, des Staates und der Kirche; er kann den Dienst, lebendige Menschenwesen zu erziehen und zu bilden, nur als lebendiges Menschenwesen tun, in der Würde und relativen Autonomie seiner eigenen Person. Aber die Autorität, die er so gewinnt und ausübt, hat doch ihren Sinn einzig und allein

Aggressivität

in jenem Dienst am Kind, das seines Unterrichts, seiner Erziehung und seiner Bildungsmühe bedürftig ist. Faßt er seine Autorität anders auf, etwa als unmittelbare Dimension seiner Alters- oder Wissensüberlegenheit, seiner vom Staat verliehenen Disziplinargewalt oder gar seiner körperlichen Überlegenheit, so verfehlt er nicht nur seinen Beruf und sich selbst, sondern dann verführt er die Kinder dazu, entweder Untertanen der Autorität oder die Rebellen gegen die Autorität oder gleichgültig gegen Autorität, d. h. unpolitisch zu werden. Alle jene Überlegenheiten, vor allem seine Bildungsüberlegenheit, sind Realitäten, und sie können und sollen wirksam werden, aber sie dürfen sich nicht verselbständigen; das Kind und die Klasse müssen immer wieder spüren, daß sie im Dienste des Kindes stehen, im Dienst auch der Wahrheit natürlich, über welche weder der Lehrer noch die Kinder verfügen, sondern von der beide in Dienst genommen sind. Spüren die Kinder, daß auch die Lehrerautorität im Dienste Gottes und in ihrem eigenen Dienst steht, dann haben sie die Chance, wenn auch beide keineswegs die Sicherheit, daß auch ihr eigener natürlicher Macht- und Geltungstrieb sich nicht rücksichtslos durchsetzen, sondern sich in Solidaritäten, Dienste, Funktionen und Verantwortungen humanisieren; das aber ist eine Voraussetzung des Friedens in der Welt, des Friedens der Nähe in Ehe, Familie, Nachbarschaft, Fabrik und Büro, und des politischen Friedens. Damit stünden wir nahe bei jenem sonderbaren, tiefen Bedürfnis des Menschen, über das die Psychologen und Verhaltensforscher uns neuerdings so Interessantes und Bedeutsames zu berichten wissen: die Aggressivität. Die Verhaltensforscher machten uns einigermaßen glaubhaft, daß die Aggression nicht nur zu der Erbschaft gehört, die wir aus der tierischen Existenz übernommen haben, sondern daß sie dort, in der Tierwelt, existenzerhaltend und artsichernd ist, freilich auch durch entgegengesetzte Instinkte so gebändigt, daß sie nicht zum Krieg aller gegen alle und damit zur Vernichtung führt. Wir sind heute dabei, die Reste eines Manichäismus zu überwinden, in dem der Mensch, wie er von Gott gemeint ist, zu hell gesehen und ein gutes Stück seiner Schöpfungswirklichkeit verteufelt wurde. So entdecken wir vieles, was früher zum Dunklen im Menschen gerechnet wurde, etwa die Sexualität oder das unbewußte Seelenleben, als Gottes Werk. Dazu mag als Lebensregung auch jene Erbschaft gehören, Aggressivität als Gegenpol jener freundlichen Anziehung, die gleichfalls bereits eine tierische Möglichkeit ist. Aber sollte Jesus von Nazareth als wahrer Mensch, der uns in allem gleich war außer in der Sünde, auch das in sich getragen haben, was die biologischen und psychologischen Anthropologen heute Aggressivität nennen, so hat er sich doch jeweils mit dem Angegriffenen identifiziert. In Christus und seit Christus, mag das natür-

lich sein oder sogar in gewisser Hinsicht gegen unsere Natur, darf es keine Aggression mehr gegen den Menschen geben; ja, ich meine sogar, auch keine Aggression mehr gegen das Tier. Die Feindesliebe, welche weder den unvermeidlichen Kampf aufhebt noch den Feind selbst, die ihn aber in Christus und um Christi willen liebt, ist die schwierigste, härteste, unbekannteste und zugleich aktuellste Zumutung, die Christus an uns stellt. Ich bin kein Fachmann in Psychologie, auch sind diese Fragen, wie sie die Psychoanalyse und die Verhaltensforschung aufwerfen, keineswegs geklärt. Ich wollte nur Ihre pädagogische Aufmerksamkeit auf diesen Punkt richten. Ohne die gewaltigen Potenzen der Aggressivität gäbe es keine Kriege. Ausrotten läßt sich die Aggressivität nicht. Also könnten gerade die, denen der politische Friede am Herzen liegt, daran interessiert sein, Ventile des Aggressionswillens zu öffnen, die sich nicht gegen die Person des Nebenmenschen richten. Es könnte sein, daß gerade die Christen etwa harte Kampfspiele fördern müßten, und daß der Sportlehrer ein wichtiger Lehrer in der Erziehung zum Frieden wird. Es könnte sein, daß Wehleidige mehr an fremden Schlachten interessiert sind als die, die im Kampfspiel hart im Nehmen wie im Geben geworden sind. Vielleicht sollten wir auch alte asketische Übungen in neuer Sinngebung beleben, damit die Urmacht der Aggression gebändigt wird und fruchtbar bleibt. Das sind indes zweifelhafte Hinweise auf sehr schwierige Sachverhalte. Sie sind aber für jene Selbstdomestikation der Menschheit, die eine Voraussetzung des Weltfriedens ist, von größter Bedeutung. Ich wollte vor allem zum eigenen Studium anregen.

Vorurteile

Einfacher steht es mit einer weiteren mächtigen Voraussetzung der Kriege: mit dem Vorurteil. Hier haben wir es mit einer menschlichen Fehlhaltung zu tun, die in nichts Brauchbares umzumünzen ist, und daher verhindert und beseitigt werden muß. Ganz gewiß kommt man dem Vorurteil nicht wesentlich durch Wort und Predigt bei, sondern durch das in Erfahrungen begründete Urteil. Nur im vorgestellten, im realen Umgang mit dem Fremden kann sich der Popanz, den sich das Vorurteil aufgebaut hat, in den wirklichen Menschen und möglichen Partner verwandeln. Antisemitismus wird nicht durch Gegenpredigt oder gar durch Philosemitismus bekämpft, sondern durch die Kenntnis der Juden und des Judentums. Wir können nicht aus jeder Menschengruppe, gegen die es Vorurteile gibt, Vertreter in unseren Schulklassen haben. Aber wer sein Vorurteil gegen *eine* bestimmte Menschengruppe überwunden hat, wird es leichter haben, die Neigung zum Vorurteil überhaupt zu überwinden. Schon deshalb sollten wir nichts dagegen haben, wenn auch in den Klassen, die von der Bildungskraft des gemeinsamen katholischen Glaubens Gewinn ziehen, wegen unserer konfessionellen Durchmischung der eine oder andere andersgläubige oder auch

ungläubige Gast gegenwärtig ist oder noch besser, eine kleine Minderheit von mehreren.

Das Thema »Vorurteil« führt uns zugleich in eine zweite Dimension unserer Überlegungen. Zwar lief auch das, was ich bisher angedeutet habe, auf den politischen Frieden hinaus, aber es war notwendig, zunächst den geistlichen und humanen, den inkarnatorischen Grund des Friedens darzulegen, und sodann die Schule als Einübungsstätte der Friedenshaltung und Friedensordnung zu behandeln. Ich habe diese indirekte Erziehung zum politischen Frieden verhältnismäßig breit behandelt, weil ich sie für entscheidend halte, für wirksamer als alles, was unmittelbar, im direkten Bezug auf den Gegenstand, auf die Politik, auf die Beziehungen der Völker von der Schule getan werden kann: im Geschichtsunterricht, in der Gemeinschafts- oder Staatsbürgerkunde oder in der Religionsstunde, wenn die Moral des politischen Verhaltens Thema wird, oder auch im Literaturunterricht und im fremdsprachlichen Unterricht. Nun wäre etwas über diese direkte Erziehung zum Völkerfrieden zu sagen.

Die Lehrpläne für die Schulen unserer Länder sind nicht gleich, und ich weiß nicht, ob man überall ein eigenes Fach für den sozialen und politischen Unterricht hat. Erst recht weiß ich nicht, wie man es in den verschiedenen Staaten, Ländern und Kantonen *nennt*. Ein solches Fach mag etwa in der Schweiz, in der das ganze Leben vom Geist der eidgenössischen Demokratie und ihrer langen friedlichen Überlieferung bestimmt ist, weniger notwendig sein als bei uns in Deutschland, wo ein erhebliches Nachholbedürfnis besteht. In der Schweiz gewinnen in der Demokratie der Nähe, im Kanton und in der Gemeinde, die Kinder vor allem oft eine drastische Anschauung von der Entschiedenheit, ja Heftigkeit der Gegensätze, die dennoch am Ende der friedlichen Regelung unterworfen werden. In den beiden anderen Ländern, in denen die Gegensätze ebenso heftig sind, die Übereinstimmung aber geringer und das Verfahren abstrakter ist, haben wir es schwieriger, und wo die Männer des politischen Lebens kein besonders gutes Beispiel geben und die Maschine der demokratischen Willensbildung schlecht geölt ist und sich nur mühsam und knarrend bewegt, muß der Lehrer zuweilen gegen die Zustände erziehen statt in ihnen und durch sie in sie hinein. Vielleicht ist es verwunderlich, daß ich hier »Erziehung zum Frieden« ohne weiteres mit der Erziehung zur Demokratie gleichsetze: Ich weiß, daß große Demokratien, insbesondere wenn sie jakobinische Einheitsstaaten waren, gelegentlich sehr wenig friedlich gewesen sind. Andererseits ist der Sinn der Demokratie der innere Friede, der Ausgleich der Interessen und Meinungen. Wenn wir der Jugend nur einen Abscheu vor dem Grauen des Krieges beibrächten und sie nur in die Gesinnung des Friedens hineinführten und nicht untrennbar davon auch ins nüch-

terne demokratische Friedenswerk, ins politische Werk des innerpolitischen und des außenpolitischen Friedens, so würden wir unsere Aufgabe verfehlen. Allerdings müssen wir uns davor hüten, in diesem demokratischen Unterricht nur die institutionelle Seite der Sache aufzuzeigen. Wenn wir uns darauf beschränkten, die Verfassung und sodann die einzelnen Organe der demokratischen Gewaltentrennung zu beschreiben, die regionale Abstufung in der Schweiz und in der Bundesrepublik von der Gemeinde über Kanton oder Land zum Bund, in Frankreich vom Staat über das Departement bis zur Gemeinde, oder auch die UN und andere internationale Friedensinstitutionen, und dazu vielleicht ein wenig Demographie und Soziographie zu treiben, dann vergäßen wir das Wichtigste. Für uns in Deutschland gilt sogar, daß wir dann uns selber und den Kindern und durch sie deren Eltern ein Alibi dafür liefern, daß das Eigentliche nicht geschieht. Das Eigentliche ist die Erziehung zu der Fähigkeit, in der Geschichte zu handeln. Natürlich ist auf diesem Feld nur eine Propädeutik möglich. Wie man nur in der Ehe selbst lernen kann, ehelich zu leben, und wie alle direkte und indirekte Erziehung, die auf die Ehefähigkeit abzielt, in der Schule nur Propädeutik sein kann, so steht es auch mit der Politik. Ihren ganzen Ernst erfährt man erst, wenn man für Frau und Kind zu sorgen, wenn man mitzuentcheiden, Risiken zu übernehmen hat, den Kopf hinhalten muß. Aber gerade weil das erst in der Sache selbst zu lernen ist, bedarf es wie der Propädeutik zur Ehefähigkeit so auch der Propädeutik zur Politik. Ist sie mit der zum Frieden identisch? Im Zeitalter des absoluten Nationalstaats war sie es keineswegs. Das Interesse und die Ehre der Nation waren die obersten politischen Werte schlechthin, und die Moral, auch die auf den Frieden gerichtete Moral, konnte das primär aufs Wohl der Nation gerichtete Handeln nur begrenzen, dämpfen, modifizieren – bis hin zu der Erfahrungsweisheit, daß hinterm Fluß auch Leute wohnen und daß sich der Krieg mit ihnen meist schlecht auszahlt. Inzwischen sind wir in einer zwar politisch schwierigeren, aber für die Erziehung etwas günstigeren Lage. Die Nationalstaaten sind uns nicht mehr mythische Subjekte eigener totaler Souveränität. Sie hängen inzwischen so gründlich voneinander ab, daß der Friede nicht nur der schönste aller Wunschträume oder doch der erstrebenswerteste aller Zustände ist, sondern die Bedingung des Wohls der eigenen Nation selbst. Gab es früher eine tiefe Kluft zwischen Internationalisten und Pazifisten einerseits und Patrioten andererseits, so ist dieser Gegensatz heute grundsätzlich überwindbar: Gerade das nationale und patriotische Denken, Sinnen und Handeln ist heute auf den Frieden hin gerichtet – vorausgesetzt, daß es nicht mythologisch oder affektiv bestimmt, sondern realistisch und besonnen ist.

Wenn wir uns fragen, was denn nun die Schule in dieser

Sache tun kann, so trennen sich zwar nicht die Ziele, wohl aber die Wege. Will ich junge Menschen in einer Präpädetik des politischen Friedens zur Mündigkeit, Reife und Handlungsfähigkeit erziehen, so gibt es da zwar eine Reihe von Eigenschaften und Fähigkeiten, die überall gestiftet und gefördert werden müssen: der Sinn für das Gemeinwohl, Tapferkeit, Gerechtigkeit, Besonnenheit, Vorurteilslosigkeit, Solidarität, Treue, Anpassung und Widerstand, d. h. die Bereitschaft zur Eingliederung und zum Gehorsam, aber auch die Fähigkeit, aus der Wachheit des Gewissens nein sagen zu können. Man könnte da noch vieles aufzählen. Aber das alles soll doch dahin führen, die jungen Menschen geschichtsfähig zu machen: in den Gang der Geschichte einzutreten, ihr Erbe zu übernehmen und es in dem aufregenden Jahrhundert, in dem wir leben, zum Guten, zum Frieden zu wenden. Das geschichtliche Erbe aber, der *status quo*, die politischen, geistigen und seelischen Voraussetzungen – das alles ist in der Schweiz, in Frankreich, in Deutschland außerordentlich verschieden.

In der Schweiz

Die Schweiz hat nicht nur allen Reisläufern zum Trotz eine lange, ungebrochene Tradition des Friedens; sie kann sich außerdem sagen, daß ihr Modell, der Bund der Kantone und das geregelte Zusammenleben der Sprachgemeinschaften, das Grundmodell auch der europäischen Einigung sein muß, in der das Land und Volk Italien ebensowenig auf seine *Italianità* verzichten wird wie der Tessin; diese Tatsache ist von um so größerem Gewicht, als der Ansatz einer handlungsfähigen Weltorganisation, der Ansatz der handlungsfähigen Menschheit, wie sie Paul VI. in New York gefordert hat, weder nach dem amerikanischen Modell des Schmelztiegels noch nach dem bolschewistischen des Blocks entwickelt werden kann, sondern nur nach dem Grundmodell des zukünftigen Europa, der gegenwärtigen Schweiz. Das sind starke positive Ansatzpunkte für die Friedenserziehung. Insbesondere ist nirgendwo der Waffendienst so problemlos mit dem Friedenswillen verknüpft wie in der Schweiz. Jenseits des Hochrheins weiß man sehr wohl, daß solches Bewußtsein auch zur Selbstgerechtigkeit führen kann, und das Bild in der unteren Ranftkirche in Flüeli, das drastisch aufzeigt, wie die Schweizer, durch Bruder Klaus vom Unheil behütet, ebenso tüchtig wie vergnügt rings um ihren schönen Berg herum ein Meer von europäischen Leichen übersehen, würde ich als einheimischer Lehrer recht kritisch interpretieren. Nun, solche Reduzierung der patriotischen Selbstüberschätzung gehört zu den normalen pädagogischen Aufgaben. Schwieriger wird es sein, den außerordentlich bewährten Grundsatz der bewaffneten Neutralität in Einklang zu bringen mit übergreifenden Solidaritäten. Solche Solidaritäten sind zunächst moralisch und sodann auch politisch zwingend, sie erfordern zum

Glück für die Schweiz aber z. Z. noch kaum eine institutionelle Fixierung, und ich möchte es den Schweizern von Herzen wünschen, daß sie ihre absolute Souveränität so lange beibehalten können, bis die europäischen und die mondialen Institutionen wahrhaft in Ordnung und befriedet sind, so daß irgendeine Art der Integration der Schweiz für sie kein tödliches Risiko und keinen Bruch mit ihrer Überlieferung und Geschichte bedeutet, sondern im Gegenteil deren Erfüllung. Immerhin: Es kommt mancherlei Neues auf die Schweiz zu, es ist nicht ganz sicher, ob mein Wunsch sich erfüllen wird oder ob das Schweizer Volk eines Tages vor sehr schweren Entscheidungen stehen wird, die ihm etwas Ungewohntes abverlangen. Ich wünsche den Schweizer Eltern und Lehrern, daß sie es fertigbringen, die kommenden Generationen ohne Schwächung oder Auflösung der Schweizer Eigenständigkeit nicht nur kulturell, sondern auch politisch zu Europäern und Weltbürgern zu erziehen.

In Frankreich

Was nun Frankreich betrifft, so will ich die Fragen, die zwischen uns strittig sind – nicht nur zwischen dem General und unserer Regierung, sondern auch in Deutschland selbst zwischen den sogenannten Gaullisten und den sogenannten Atlantikern – hier nicht berühren –, obwohl es in diesen Meinungsverschiedenheiten immer um den Frieden geht, nämlich um den richtigen Weg zu ihm, und obwohl zwischen uns z. T. auch die Rangordnung der Werte strittig ist, die für die Erziehung zum Frieden von Bedeutung sind. Ich möchte lieber bald vor unserer eigenen deutschen Tür kehren und also nur auf einen kostbaren Besitz Frankreichs hinweisen, zu dem es bei uns keine Entsprechung gibt: auf einen Reichtum, mit dem die Eltern und Lehrer wuchern können: Ich denke an Frankreichs große Geschichte. Zur Erziehung zum Frieden gehört überall die Entglorifizierung der nationalen Traditionen, ihre Ernüchterung, die Beseitigung der Klischees, ein Zerschneiden der nationalen Tabus; wir brauchen dringend genug ein kritisches Verhältnis zu unserer eigenen Geschichte. Aber es ist ein Unterschied, ob die Geschichte einer Nation auch nach einer solchen Entrümpelung und Klärung noch einen großen Zug und große exemplarische Momente hat oder nicht. Frankreich hat diesen Zug und solche Momente. Die Erziehung zum Frieden der Welt kann in eine enge Verbindung mit dem Bewußtsein der französischen Geschichte gebracht werden; Frankreich braucht nicht schizophoren zu werden, wenn es sich der Zukunft Europas und der Welt zuwendet; das kritische Verhältnis zur eigenen Geschichte ist in Frankreich verhältnismäßig leicht in ein produktives Verhältnis zur Gegenwart und Zukunft zu überführen. Im übrigen gehört solche Verbindung von Kritik und Produktivität, von Ernüchterung und Pathos zu den Vorzügen des französischen Geistes.

Deutschland aber hat eine unglückliche Geschichte. Ich sage das weder als Anklage noch als Entschuldigung. Unsere Lehrer haben es objektiv in der Erziehung zur Demokratie und zum Frieden am schwersten; gerade bei uns ist jede politische Erziehung, die der Bewältigung der deutschen Geschichte ausweicht, jede bloße Sozialkunde oder Staatsbürgerkunde geradezu gefährlich. Der Kern der politischen Erziehung muß gerade bei uns, wo das am schwersten ist und den Lehrer in manche Peinlichkeit bringt, die Zeitgeschichte sein und – als ihre Vorgeschichte – die Geschichte des 20., des 19. Jahrhunderts bis in die Reformation und die Zeit des ersten Reiches zurück. Als Restvolk des gescheiterten Reichsversuchs sind wir Jahrhunderte später als andere Völker zur nationalen Integration gekommen und haben sie deshalb hektisch vollzogen; wir haben die fällige Ablösung von der mittelalterlichen Ordnung in der Reformation ganz in die Innerlichkeit verlegt und seitdem, und besonders in der Hoch-Zeit unserer Klassik und Romantik, in der falschen Alternative von Macht und Geist, von »Zivilisation« und »Kultur« gelebt, unpolitisch und um so mehr politisch verführbar. Die Demokratie wurde 1813 und 1848 verspielt, sie wurde 1918 und 1945 nicht nur nicht erkämpft, sondern von außen geschenkt, ja aufgezwungen, belastet jedesmal mit der schweren Niederlage nach fruchtlosen Siegen. Am Hereinschlittern in den ersten Europäischen Bruderkrieg sind wir kräftig, wahrscheinlich überdurchschnittlich beteiligt, den Zweiten Weltkrieg, den ersten eigentlichen, haben wir teils gewollt, teils geduldet, teils dulden müssen. Schweigen wir hier von den Greueln des Nazismus, von der Demütigung Frankreichs, von der Deportation seiner Arbeiter, von den Konzentrationslagern, von der Vernichtung Polens, der Ausrottung der Juden. Man braucht mir nicht zu sagen, daß es daneben ein anderes Deutschland gegeben hat. Gewiß ist nur, daß wir in der Erinnerung beider Deutschland leben müssen, daß sie geschichtlich eine untrennbare Einheit bilden, – daß wir der unglücklichen Geschichte dieser Einheit den Frieden der Zukunft abringen müssen. Patriotisch ist, wer sein Vaterland annimmt: Der Patriotismus verlangt von uns, daß wir Adolf Hitler nicht verdrängen, sondern »annehmen«, wir können sein Werk nicht ungeschehen machen: Die Auseinandersetzung mit ihm gehört zum nationalen Bewußtsein, und es gibt keinen billigeren und folgenreicheren Verrat an der Nation, als dieses elementare Moment unserer Geschichte nicht wahrhaben zu wollen. Ein nationaler Deutscher ist ein Deutscher, der bereit. Nun sind aber die älteren Lehrer zum Teil mitbelastet, zum Teil haben sie die Belastung der Eltern ihrer Schüler zu respektieren, die sie nur mit äußerstem Takt in einen Gegensatz zu ihren Eltern bringen dürfen. Leider sind aber auch die Jüngeren – die jungen Lehrer sowohl wie

alle Schüler – keineswegs ohne weiteres unschuldig: Der Mensch vermag durch Identifizierung auch nachträglich schuldig zu werden, und es ist eine gefährliche Illusion, anzunehmen, der teils behäbige, teils hektische Werktag der Bundesrepublik habe die Wirkungen der Nazizeit ausgelöscht. Wir haben nur zwischen verschiedenen Wirkungsmöglichkeiten zu wählen: der offenen Identifizierung, der gefährlicheren unterbewußten oder halb-bewußten Identifizierung und nachträglichen Rechtfertigung, der Verdrängung, – und schließlich der Analyse und der Reue, der produktiven Auseinandersetzung, die ruhig und besonnen, ohne Selbsterfleischung, aber unerbittlich wahr geleistet werden muß. Alles gehört auf den Tisch, das Entlastende so gut wie das Belastende. Die Gesellschaft der Bundesrepublik, die doch von der Vernichtung ebenso bedroht ist wie jedes andere Volk, ja noch um einige Grade mehr, ist der Aufgabe der Sicherung, zunächst der Schaffung, der Eroberung des Friedens gegenüber deshalb so gleichgültig und steril, weil sie ganz der Gegenwart lebt und die Zukunft tabuisiert; und eine der wichtigsten Ursachen davon ist, daß sie sich jene Auseinandersetzung ersparen möchte. Sie tut nichts für den Frieden, weil sie sich einbildet, geschichtslos existieren zu können. Sie ist zukunftslos, weil sie die Vergangenheit verdrängt. Gegen diese Analyse läßt sich natürlich im einzelnen vieles sagen: Auch diesseits des Rheins leben gute Leute, die guten Willens viel Gutes tun, und der ausgesprochenen Katastrophenpolitiker sind wenige. Aber unsere Lehrer sind weder dazu da, einen zukünftigen Katastrophenpolitiker zu verhindern, noch ein Genie des Friedens zu erziehen; obwohl im Grenz- und Glücksfall auch dies geschehen mag. Doch arbeiten die Lehrer um so mehr an den Veränderungen des Bewußtseins breiter Schichten mit. Die Erziehung zum Frieden aber spielt sich in Deutschland, das ist die wichtigste Einsicht, die hier fällig ist, primär und wesentlich auf dem Feld der *Zeitgeschichte* ab.

Erziehung des Herzens

Selbstverständlich ist das untrennbar von der Erziehung zur *Gesinnung* des Friedens, von der Bildung eines friedlichen *Herzens* und eines solidarisch denkenden *Kopfes*. Das aber gilt überall. Dazu gehört u. a. die Revision der Schulbücher in allen Ländern, selbst in der Schweiz. In meiner Kinderzeit mußten die wenigen Lehrer, die so dachten, fühlten und handelten, auch in katholischen Schulen gegen die herrschende nationalistische und militaristische Wertetafel erziehen. Ich bin noch auf einem preußischen »Königlichen Gymnasium« gebildet worden, zum Glück freilich im Religionsunterricht von einem Priester, dem nicht nur Franziskus, sondern auch Goethe näherstand als Friedrich der Große und unser glorreich regierender Kaiser Wilhelm. Ich hatte auch das Glück, Eltern und Großeltern zu haben, welche die Kapitulation des Christentums vor den herrschenden Kräften der Jahr-

hundertwende nicht mitvollzogen. Heute sind wir alle in einer besseren Ausgangssituation. Die Kirche, wach geworden, ruft uns unablässig zum Frieden. Papst Paul VI. läßt keine Gelegenheit vorübergehen, ohne beschwörend zum Frieden zu mahnen, und Pauls Stimme und noch stärker die seines Vorgängers klingen und klingen nicht nur im Medium des Rundfunks näher und lauter an unser Ohr, als es die gelegentlichen, noch so deutlichen Friedensbotschaften Pius x., Benedikt xv., Pius xi. und Pius xii. getan haben. In der Pastorkonstitution *Über die Kirche in der Welt von heute* hat uns das Konzil im 4. und 5. Kapitel des II. Teils eine *Magna Charta* der Friedenspflicht und Friedensarbeit geschenkt. Wir können nicht besser schließen als mit einem Hinweis auf die Eingangsworte dieser Konstitution, die nach ihnen den schönen Namen trägt *Gaudium et spes, Freude und Hoffnung*. Jeder Katholik sollte ihren ersten Satz auswendig können. »Freude und Hoffnung, Bedrängnis und Trauer der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art sind zugleich auch Freude und Hoffnung, Bedrängnis und Trauer der Jünger Jesu.« Das ist die Erklärung einer totalen Solidarität der Kirche mit der Menschheit, soweit sie menschlich lebt: in Freude und in Hoffnung, in Trauer und Bedrängnis. Die Bedrängnis ist im Hunger, sie ist in der Ungerechtigkeit, sie ist nicht zuletzt in Gewalt und Krieg und Kriegsgefahr, ja in der Gefahr der Selbstvernichtung. Aber auch wer vor allem dem Hunger oder der Ungerechtigkeit zu Leibe rücken will, braucht dazu den Frieden, die gerechte und solidarische Ordnung der Nationen. Wenn wir in der Erziehung zum Frieden Christi und zum Frieden der Welt unsere zentrale Aufgabe sehen, sind wir mit dem Papst, dem Konzil, der Menschheit und der Zukunft, sind wir mit Gott verbündet. Optimismus und Pessimismus – beide sind möglich, beide sind begründbar – sind keine christlichen Kategorien. Wohl aber ist die Hoffnung eine christliche Kategorie. Sie wird heute möglicherweise die aktuelle Führerin in der untrennbaren Dreieinheit, von der Paulus im dreizehnten Kapitel des ersten Korintherbriefs spricht. Die Hoffnung ist eine Kraft des Geistes, welche die Welt nicht nur zu erhellen, sondern auch zu verändern vermag. Wir setzen ohnehin nicht auf die Gewalt, setzen aber auch nicht wie alle Welt auf den *status quo*: Setzen wir auf den Heiligen Geist! Setzen wir auf alle, die sich seinem Ruf und seiner Kraft öffnen, setzen wir auf seine Chance in unserem eigenen Kopf und unserem eigenen Herzen.